

Predigt zu 1.Petrus 1, 8-12

Liebe Gemeinde,

der Johannistag fällt in die sog. „festlose“ Zeit des Kirchenjahres: Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten liegen hinter uns, ganze sechs Monate sind es noch bis zum Weihnachtsfest. Als Johannes seinerzeit begann, am Grenzfluss Jericho zu Umkehr und Buße aufzurufen, war sein Blick auch in die Ferne gerichtet: Als Prediger in der Wüste hatte er wenig in der Hand, um seine Botschaft zu untermauern. Seine Verkündigung vom Kommen des Reiches Gottes stützte sich nicht auf Naturphänomene oder politische Umbrüche, seine Heilserwartung und sein Handeln gründeten sich allein auf die Schrift, auf den Glauben und auf die Berufung, der er folgte.

Eine prophetische Existenz, zweifellos, und ein Vorbild der Glaubenshoffnung: „Nun glaubt ihr an ihn, obwohl er ihn nicht sieht“ – diese Aussage trifft auf Johannes den Täufer in besonderer Weise zu. Immer weniger trifft diese Aussage jedoch zu auf einen Großteil unserer Gesellschaft: Ganz gleich, ob es die falschen Sicherheiten des Wohlstands sind, die Mangelercheinungen in Bildung und Kultur oder die deprimierende Wirklichkeit von Arbeitslosigkeit, von Nöten und Unruhen in der Welt – die Verborgenheit, die Unsichtbarkeit Gottes scheint in alledem oft größer als die Kraft vieler Menschen, den Glauben zu fassen und durchzuhalten.

Obgleich wir Christen anders als Johannes das Kreuz und die Kirche zum sichtbaren Zeichen haben, fühlen auch wir uns oft als Prediger in der Wüste und sehen uns nicht nur in der „festlosen“ Zeit zu einer ähnlich prophetischen Existenz verpflichtet. Das sogenannte Priestertum aller Gläubigen, das ist beileibe kein leerer Titel, sondern eine konkrete Aufgabe, die uns täglich fordert:

Lebte Johannes auch in der Wüste, so lebte er doch in einer von Religiosität, von geistiger Besinnung geprägten Umwelt – Sprache und Bilder seiner Botschaft waren vertraut und verständlich. Bei uns scheint dies genau umgekehrt: Wir leben in einer modernen Zivilisation, sind vernetzt, über Fernsehen, Telefon und Internet strömen ungebremsst die Informationen – doch die Sprache und die Bilder unseres Glaubens finden darin keinen rechten Platz, wirken fremd, als gehörten sie nicht dazu.

Nun, vielleicht ist die Botschaft des Täufers auch nicht geeignet für unsere Zeit: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt!“ Mit einem Kamelhaarmantel um den Schultern konnte man vor 2000 Jahren solche Aufrufe starten – in späteren Zeiten haben das jedoch nur noch wenige gewagt und viele dabei die eigentliche Botschaft verfehlt.

Wenn wir im Geiste des Johannes von unserem Glauben erzählen wollen und von unserer Hoffnung, so tun wir das heute vor allem im Dienst am Nächsten: Der Respekt gegenüber Kranken und Schwachen ist hier keine moralische Leistung, sowenig wie Gemeindeveranstaltungen und Gottesdienste ein Sittengemälde zeichnen. Das christliche Leben, das sich darin widerspiegelt, der Glaube, der sich darin ausdrückt, er steht losgelöst von ethischen Prinzipien in der Spannung von Kreuz und Auferstehung.

Gott am Kreuz macht uns bewusst, wo wir stehen: Als Begnadigte, als Bettler, wie Luther sagt, als Verlorene, die Gott nicht aufgeben will. Herablassender Stolz hat hier keinen Platz: Ob Groß, ob Klein, arm oder reich, kräftig oder krank – vor Gott sind wir mit unserem Nächsten stets auf Augenhöhe.

Gott der Auferstandene macht uns bewusst, dass wir angesichts unserer Fehler und unserer Grenzen nicht verzweifeln müssen. Im Vertrauen auf ihn ist vieles möglich: Der Mut zu einem unbeholfenen Gebet, die Kraft zur Vergebung, die Überwindung von Schuld und Furcht, um endlich wieder frei zu werden für ein neues Leben.

Von unserer Umwelt können wir nicht erwarten, dass sie diesen Blickwinkel, dieses besondere Lebenszeichen versteht. Wir können nicht verhindern, dass christliche Botschaft oftmals reduziert wird auf den Dienst am Nächsten: „Die Johanniter, ach ja, das sind die mit den Krankenwagen und Altenheimen“ – wie auch das rote Kreuz, der Arbeiter-Samariterbund und andere Hilfsorganisationen, die meist nur gesehen werden als ein Anhängsel des allgemeinen Sozial- und Gesundheitswesens.

Auch der einfache Christ und Gottesdienstbesucher wird in seiner Identität oft auf seine sichtbaren Eigenschaften reduziert: Nicht nachtragend, immer freundlich, immer hilfsbereit – das sind die Attribute, die man uns zugesteht.

Mal mit Wohlwollen, mal mit eher abschätzigem Lächeln, selten jedoch mit einem Verständnis für das, was uns treibt und was hinter uns steht als eine Botschaft, die eigentlich der ganzen Welt gelten soll. So schaut man zwar auf uns, blickt aber nicht durch. So mühen wir uns zwar in dieser Welt, Zeugnis zu geben, werden aber vor einem schwierigen, da anspruchsvollen Publikum leicht sprach- und mutlos. So treten wir irgendwann auch leiser auf in dieser Welt, und treten auch kürzer mit unseren Erwartungen.

Das spiegelt wenig wieder vom Licht des morgigen Tages, wenn es bei Petrus heißt: „Ihr werdet euch aber freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude, wenn ihr das Ziel eures Glaubens erlangt, nämlich der Seelen Seligkeit“ Ja, es liegt eine gewisse Gefahr darin, sich zu erschöpfen in karitativen Einsätzen, in Spenden, in moralischer Integrität. Wenn wir auf unseren Wegen immer nur schauen, was an greifbaren Aufgaben vor uns liegt, merken wir vielleicht nicht, wenn wir uns irgend-wann nur noch im Kreis bewegen. Wir merken vielleicht nicht, dass wir doch nur das lieben und an das glauben, was wir sehen und womit wir konkret umgehen können.

Der Seelen Seligkeit – das ist eine Perspektive, die zumindest aus meinem Horizont deutlich hinausragt, und gerade das ermutigt mich. Unaussprechliche und herrliche Freude, das erhoffe ich mir nicht in meinem Alltag – aber als Ziel des Glaubens will ich es gerne gelten lassen. Von dort weht gleichsam ein paradiesischer Wind in mein Glaubensleben, das sonst doch so oft mit Verzagtheit und Zweifeln belastet ist. Was Seligkeit bedeutet, das ist uns in den Seligpreisungen, an die uns ja das achtspitziige Kreuz gemahnt, in eindrücklichen Worten gesagt:

Selig sind, die geistlich arm sind; denn ihnen gehört das Himmelreich.

Selig sind, die Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.

Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.

Selig sind, die Frieden stiften, denn sie werden Gottes Kinder heißen.

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihnen gehört das Himmelreich.

Das Himmelreich, dessen Nähe Johannes der Täufer predigte, es nimmt hier in unserer Mitte seinen Anfang und es weist uns weit hinaus über die Grenzen des Alltäglichen, weckt unsere kühnsten Erwartungen und beflügelt unsere schönsten Hoffnungen: Trost und Frieden für die Welt, Barmherzigkeit und Sanftmut, und über allen ein offener Himmel. Das ist etwas, was es sich zu wünschen, für das es sich zu kämpfen und wovon zu reden sich lohnt!

Wenn Sie also morgen einer fragt: Warum engagieren Sie sich in der Kirche oder im Hilfsdienst?, dann wagen Sie es doch einmal frisch heraus und antworten: „Um das Ziel meines Glaubens zu erlangen, nämlich der Seelen Seligkeit“ Aber sicherlich finden Sie auch bessere Formulierungen, die ihrem Gegenüber verständlich machen, worum es ihnen geht, was sie beflügelt, ermutigt und bestärkt.

Und wenn sie keine passenden Worte finden, dann laden sie ein: In einen Gottesdienst, ans Krankenbett, auf eine Sozialstation. Gott vermag auf vielerlei Weise zu den Menschen zu sprechen und die Seligkeit des Glaubens zu offenbaren: Durch das Lächeln eines Patienten im Hospiz, durch die Würde der „Herren Kranken“, durch den Geist in der Gemeinde, um den viel gerungen und gekämpft wird, und der doch Segen spürbar werden lässt.

„Ihn habt ihr nicht gesehen und habt ihn doch lieb; und nun glaubt ihr an ihn, obwohl ihr ihn nicht seht“: Dieser Satz steht exemplarisch für alle Glaubenszeugen, für jeden, der Gottes Wort vernommen hat und ihm folgt. Das Kreuz als Symbol für Christi Tod und Auferstehung besagt, dass dieses Wort noch gilt, an vielen Orten und Zeiten zu den Menschen und durch die Menschen spricht. Dieses Kreuz sperrt sich gegen humanitäre Vereinnahmung, gegen ein „Glattbügeln“ der Menschen, die unter dem Kreuz leben und arbeiten. Es zeugt von der Demut unseres Dienstes und von der übergroßen Hoffnung, die uns als Christen verheißen ist. Gott helfe uns, dass wir die Sprache dieser Hoffnung lebendig halten und weitertragen in die Welt.

*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft
bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.*